

Auf der Suche nach der verlorenen Arbeiterklasse

Anmerkungen zu Christoph Kleßmann: Arbeiter im „Arbeiterstaat“ DDR.

Stefan Wolle

Wer das allein seines Umfangs wegen Ehrfurcht einflößende Werk von Christoph Kleßmann¹ von hinten anblättert, ist gut beraten. Genau auf Seite 771, zehn Seiten, bevor der Leser das rettende Ufer des wissenschaftlichen Anhangs erreicht, läßt der nimmermüde Gelehrte die Katze aus dem Sack. Er stellt resümierend fest, daß der „Rekurs auf die Tradition der sozialistisch-kommunistischen Arbeiterbewegung zu einer tragenden Säule der Staatsideologie“ der DDR gehörte. An diese zweifellos zutreffende Aussage schließt er die These an: „Darin ausschließlich hohle Propaganda ohne praktische Relevanz zu sehen, greift viel zu kurz.“ Spontan fragt sich der naive Leser: „Was war die permanente Beschwörung einer imaginären Macht der Arbeiterklasse denn anderes als hohle Propaganda?“

Es lohnt sich, bei dieser Frage zu verweilen, denn das Bekenntnis von Kleßmann scheint der rote Faden zu sein, der den gewaltigen Aufmarsch an Quellen, Statistik und Fachliteratur im Innersten zusammenhält. In diesem Satz steckt nicht nur die innere Legitimation der historiographischen Materialschlacht, die den emeritierten Direktor des Potsdamer Zentrums für Zeithistorische Forschung wohl zwei Jahrzehnte lang beschäftigt hat. Die These von dem zu kurzen Griff impliziert auch den Anspruch, weiter gegriffen zu haben als bisherige Autoren.

Die Kernfrage lautet, ob die marxistisch-leninistische Theorie von der Herrschaft der Arbeiterklasse einen rationalen Kern hatte; sinnbildlich ausgedrückt, ob unter dem Aschehaufen leerer Agitationsformeln ein Rest Wahrheit glimmte. Angesichts von soviel wissenschaftlichem Aufwand verbietet sich jede kurzschlüssige oder gar polemische Antwort. Immerhin geht es hier ja um den in der Zählung 14. Band einer groß angelegten „Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts“. Von diesem Jahrhundertwerk liegen nunmehr neun Bände vor. Dazu gehören solche Klassiker wie Jürgen Kockas Werk über die Entstehung der deutschen Arbeiterklasse und Heinrich August Winklers dreibändige Darstellung der Arbeiterbewegung in der Weimarer Zeit. Da durfte ein Band über die Zeit der Sowjetischen Besatzungszone und über die beiden Jahrzehnte der Ära Ulbricht nicht fehlen, und einer mußte ihn schreiben. Ein abschließender Band über die Zeit von 1971 bis 1989 ist im Vorwort angekündigt.

Arbeiter oder Werktätige?

Vor den Detailproblemen gilt es also die Grundfrage zu beantworten: Gab es jene im Reihentitel benannte Arbeiterbewegung in der DDR überhaupt, und sei es nur als bleicher Schatten einstiger Größe? Ist der Begriff der Arbeiterklasse für die Zeit des real existierenden Sozialismus überhaupt sinnvoll? Die Sinnfrage turmt wie ein boshafes Teufelchen durch die Zeilen, meldet sich immer wieder zu Wort und will nicht locker lassen. An vielen Stellen relativiert der Autor seine Ausführungen durch Zitate. Christoph Kleßmanns Buch ist ein Werk voller Einschränkungen, Relativierungen und Fragezei-

1 Kleßmann, Christoph: Arbeiter im „Arbeiterstaat“ DDR. Deutsche Traditionen, sowjetisches Modell, westdeutsches Magnetfeld (1945 bis 1971). Bonn 2007.

chen. Von der These, die DDR sei ein „Arbeiterstaat“ gewesen, distanziert sich der Autor ja bereits durch nur als Ironiezeichen zu deutende Gänsefüßchen im Buchtitel. Tüttelchen als Distanzierungszeichen ziehen sich wie ein Grundthema durch das Buch. Sie deuten auf ein Grundsatzproblem. Hier stoßen zwei Sprachen aufeinander. Die gestanzte und verlogene Sprache der SED und die unterkühlte Soziologensprache des Autors. Dieser Sprachgestus ist aus dem Bestreben geboren, jedes soziale Phänomen aus sich selbst heraus zu erklären, und wurde Ende der sechziger Jahre in der Bundesdeutschen DDR-Forschung dominierend. Vorurteilslosigkeit, Wertfreiheit und Sachlichkeit waren das wissenschaftliche Ideal, die statistische Kurve das ästhetische Nonplusultra. Und da die Zahlen aus dem Osten stammten, ging diese Kurve bis 1989 stets nach oben. Der Autor mißtraut dem eigenen Sprachvermögen, Ironie und Distanz ohne Anführungszeichen deutlich zu machen, oder der Fähigkeit des Lesers, solche zu begreifen. Der Sprache fehlt die subjektive Farbe, die Dimension der Erfahrung, der Mut zur ersten grammatischen Person und letztendlich die klare Perspektive auf den Gegenstand der Forschung. Man möchte den oft zitierten Sinnspruch von Buffon anfügen: „Le style, c'est l'homme.“

Kein Zweifel, Christoph Kleßmann bietet reichhaltiges Material zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der DDR, auch zur Kultur- und Alltagshistorie. Er beschreibt vor allem die Geschichte der Selbstdarstellung und Selbstwahrnehmung jener importierten Staatsmacht, die sich Arbeiter- und Bauernmacht nannte. Leicht wird ihm dabei unter der Hand die Geschichte der vermeintlichen Arbeiterschaft zur Geschichte des SED-Staates und seiner Institutionen, zu denen auch der FDGB gehörte. Die SED-Parole von der Einheit zwischen Volk, Partei und Staat hatte ihre innere Berechtigung. Die zentrale Polarisierung vollzog sich in der SED-Diktatur zwischen Staatsmacht und Untertanen. Daraus ergab sich eine tendenzielle Nivellierung aller sozialen Unterschiede. Der Begriff der Arbeiterklasse bleibt bei Kleßmann durchgängig nebulös. Der Autor räumt dies unumwunden ein. Nachdem er die grotesken Verrenkungen der offiziellen Statistik beschrieben hat, eine Mehrheit der Arbeiter in der Arbeiterpartei wenigstens pro forma herzustellen, fügt er an: „Eine offene Frage bleibt, ob die Angehörigen dieser völlig diffusen ‚Arbeiterklasse‘ nicht zutreffender als ‚Werkstätige‘ zu bezeichnen sind und welche Kriterien der inneren Differenzierung dann maßgeblich sein könnten“ (S. 101). Es ist in der Tat so. Die Frage bleibt offen.

Arbeiteraufstand oder Volksaufstand?

Interessanterweise wird in diesem Zusammenhang der Aufstand vom 17. Juni 1953 zu einer Art Rettungsanker. Wenigstens in der Negation hat es eine Arbeiterbewegung gegeben, die an die große Tradition vor 1933 anknüpfte. Die Bilder sprechen eine eindeutige Sprache. Die größte Abbildung des Bandes ist das über zwei Druckseiten gezogene Foto vom Marsch der Henningsdorfer Stahlarbeiter durch den Französischen Sektor von Groß-Berlin ins Stadtzentrum (S. 334 f.). Arbeiter im Blaumann und Lederschurz ziehen als geschlossene Kolonne zur Regierung, um ihre Forderungen vorzubringen. Solche Bilder sprechen für sich. Das waren wirklich Arbeiter, wie aus dem Lehrbuch der marxistisch-leninistischen Theorie: ernst, optimistisch, diszipliniert. Nur schade, daß sie gegen den Arbeiterstaat demonstrierten. Die Bezeichnung Arbeiteraufstand, der im Westen bald schon den älteren Begriff des Volksaufstandes ersetzte, hatte einen zweifachen Beiklang. Natürlich konnte er den Sinn haben, die Bewegung als eine Art Tarifkonflikt darzustellen. Auch der Hintergedanke, den sozialdemokratischen Anteil aufzuwerten, mag eine Rolle gespielt haben. Vor allem aber traf die Bezeichnung Arbeiteraufstand

ins Herz der SED-Herrschaft. Sie hebelte mit einem Ruck die gesamte Theorie und Propaganda der SED aus.

Aber auch hier ist Kleßmann sehr inkonsequent. „Die Frage, ob der 17. Juni ein Arbeiter- oder ein Volksaufstand war, hat sich als plakative Alternative mittlerweile erledigt“ (S. 316). Besser wäre es vielleicht zu sagen, die Frage hat als plakative Alternative nie existiert. Allerdings diagnostizierte Kleßmann 1982 in dem von der Bundeszentrale für politische Bildung vertriebenen Standardwerk *Die doppelte Staatsgründung*, daß der 17. Juni „unzweifelhaft ein Arbeiteraufstand war, der freilich in Ansätzen bereits einen möglichen Umschlag in einen politischen Volksaufstand erkennen ließ. Bevor es jedoch dazu kommen konnte, wurde er von sowjetischen Truppen gewaltsam niedergeschlagen.“² Wichtiger als die in der Tat vollkommen scholastische Entgegensetzung von Arbeiter- und Volksaufstand war hier das Adjektiv „politisch“. Diesen politischen Ansatz der Aufstandsbewegung vermochte Kleßmann noch 1982 nur in Ansätzen zu erkennen. Die Unruhen waren also ein etwas ausufernder Tarifkonflikt, den einige Teilnehmer nutzten, um politische Forderungen zu artikulieren. Heute sieht das die Forschung in der Regel umgekehrt. Die Normenfrage, die sich am Vormittag des 17. Juni bereits erledigt hatte, war lediglich der Funke, der das Pulverfaß allgemeiner Unzufriedenheit zur Explosion brachte. Inzwischen neigt auch Kleßmann dieser Ansicht zu. Es spricht für den Autor, daß er bereit ist, seine Meinung zu ändern. Noch souveräner wäre es gewesen, dies auch deutlich zu machen. Das besorgen für ihn Bernd Eisenfeld, Ilko-Sascha Kowalczuk und Ehrhart Neubert in ihrem Buch über die Rezeption des 17. Juni 1953.³ Dafür wird ihnen von Kleßmann ein „oberlehrerhafter Gestus“ vorgeworfen (S. 314). Kleßmann nennt die breite empirische Forschung als Grund für den Sinneswandel, vergißt aber zu erwähnen, daß am Anfang dieses Paradigmenwechsels die Publikationen von Armin Mitter standen, in denen bereits 1993 ein reiches empirisches Material sozusagen frisch aus den Archiven auf den Tisch der interessierten Öffentlichkeit gelegt wurde.⁴ Die Reaktion der inzwischen westlich dominierten Historikerzunft bestand in abschätzigen Belehrungen über die Relativität von Quellenaussagen, vor allem aber in dem Versuch eines Totschweigens und Ausgrenzens. Damals befreite sich die bundesdeutsche DDR-Forschung erst mühsam aus der lähmenden Umklammerung der systemimmanenten Betrachtungsweise und betrachtete die Publikationen der – wie Kleßmann herablassend anmerkt – „aus dem Umfeld der Dissidentenszene stammenden“ Historiker als Störung ihrer geschichtspolitischen Intentionen (S. 315). Übrigens haben sich diese Autoren weder vor noch nach der Wende jemals das Etikett Dissidenten angeheftet. Immerhin führt das Bestreben, die Wichtigkeit der Arbeiterklasse zu betonen, zu einer breiten Darstellung der Vorgeschichte und der Nachwirkungen der Bewegung vom Juni/Juli 1953. An detailreichen Schilderungen, die intensiv ausgewertet werden, fehlt es ja seit dem fünfzigsten Jahrestag der Ereignisse im Jahre 2003 nicht mehr.

Doch nach dem 17. Juni 1953 gab es noch fünfunddreißig weitere Jahre eine DDR, ohne Massenstreiks und Arbeiterdemonstrationen. Auch in der Herbstrevolution des Jahres 1989 spielten Kampfaktionen der Arbeiter im klassischen Sinne keine Rolle. Man hat

2 Kleßmann, Christoph: *Die doppelte Staatsgründung*. Deutsche Geschichte 1945–1955 (Studien zur Geschichte und Politik). Bonn 1982, S. 277.

3 Eisenfeld, Bernd/Kowalczuk Ilko-Sascha/Neubert, Ehrhart: *Die verdrängte Revolution*. Der Platz des 17. Juni 1953 in der deutschen Geschichte (Analysen und Dokumente). Bremen 2004, S. 480 f.

4 Mitter, Armin/Wolle, Stefan: *Untergang auf Raten*. Unbekannte Kapitel der DDR-Geschichte. München 1993; Mitter, Armin/Kowalczuk, Ilko-Sascha/Wolle, Stefan: *Der Tag X – Der 17. Juni 1953* (Forschungen zur DDR-Geschichte). Berlin 1995.

die Wende zu Recht eine Feierabendrevolution genannt. Die Leute blieben bis 17 Uhr bei der Arbeit und gingen anschließend zur Demonstration. Die Massendemonstration auf dem Alexanderplatz am 4. November 1989 fand bezeichnenderweise an einem Samstag statt. Die Teilnehmer der Demos waren bunt gemischt. Gewiß befanden sich viele Arbeiter darunter, doch von einem gemeinschaftlichen Auftreten konnte keine Rede sein. Wo war die Arbeiterklasse geblieben?

Sozialistische Parallelwelten

Die Klasseneinteilung spielte auch im Alltag eine große Rolle, war aber eine reine Chimäre, gerade wenn man einen marxistisch-leninistischen Klassenbegriff in Anwendung bringt. Klassen unterscheiden sich im Sinne von Marx und Lenin durch ihre Stellung zu den Produktionsmitteln. Häufig zitiert wurde die Definition von W.I. Lenin: „Als Klassen bezeichnet man große Menschengruppen, die sich voneinander unterscheiden nach ihrem Platz in einem geschichtlich bestimmten System der gesellschaftlichen Produktion, nach ihrem [...] Verhältnis zu den Produktionsmitteln, nach ihrer Rolle in der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit und folglich nach der Art der Erlangung und der Größe des Anteils am gesellschaftlichen Reichtum, über den sie verfügen.“⁵

Legt man diese Definition zugrunde, hat es im Sozialismus keine Klassen gegeben, sieht man von den wenigen privaten Handwerkern und Kleingewerbetreibenden ab, die allerdings fest in die Planwirtschaft integriert waren. Die Masse der Produktionsmittel waren in Staatshand, die Werktätigen waren faktisch Staatsangestellte. Für die „Rolle in der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit“ im Sinne von Lenin war die Nähe zum System maßgeblich. Das gleiche galt für den „Anteil am gesellschaftlichen Reichtum“. Das politische Unterstellungsverhältnis war mit dem ökonomischen weitgehend identisch. Ökonomische Ausbeutung und politische Unterdrückung bildeten eine nicht zu trennende Einheit. Vollkommen zu Recht ging die Staatsideologie von einer klassenlosen Gesellschaft bzw. von einer sozialistischen Menschengemeinschaft aus. Die Arbeiterklasse, die Klasse der Genossenschaftsbauern und die soziale Schicht der werktätigen Intelligenz würden gemeinsam die politische Herrschaft ausüben, wobei der Arbeiterklasse und ihrer Partei die führende Rolle zustände, die sogar in der Verfassung verankert war und die sich keiner Mehrheitsentscheidung zu unterwerfen hatte. Die „sozialistische Menschengemeinschaft“ war eine sehr reale Gemeinschaft von ökonomisch wie politisch rechtlosen Individuen.

Man sollte bei der Suche nach der verlorenen Arbeiterklasse drei parallele Strukturen unterscheiden, die nebeneinander existierten, einander vollkommen widersprachen, sich teilweise gegenseitig aufhoben, in der Konsequenz aber die reale Lebenswirklichkeit prägten.

Die erste Struktur war im eigentlichen Sinne imaginär, das heißt nur als Bild oder sprachlicher Topos vorhanden. Die offizielle Fotografie, die Kunst und die Sprache in den sozialistischen Staaten erstarrten förmlich im Stereotyp. Das Typische darzustellen, forderte der sozialistische Realismus. Es galt die Parole: Im Mittelpunkt steht der Mensch. „Im Mittelpunkt steht der Mensch – nicht der Einzelne“, paraphrasierte Rainer Kunze die Parole und traf damit den Kern der Sache. Die Kunst, auch die Fotokunst, sollte das Typische darstellen, nicht das Konkrete, das Individuelle oder gar Subjektive.

Die Botschaft der Bilder ist mit einigen Ausnahmen immer die gleiche: In der sozialistischen DDR herrschten Schönheit, Harmonie, Sauberkeit und eben Geborgenheit. Die

5 Lenin, W.I.: Werke, Bd. 29. Berlin (DDR) 1961, S. 410.

Visualisierung dieser Schlüsselbegriffe der Parteidiktatur schuf ein Bildprogramm von der strengen Regelmäßigkeit eines orthodoxen Ikonostas. Alles war Symbol, und alles hatte seinen festen Platz – in der Gesellschaft wie im Bildprogramm. Die geschlossene Gesellschaft produzierte eine geschlossene Bilderwelt. Der Arbeiter in seiner blauen Joppe hält in seiner kräftigen Hand den Hebel einer Maschine oder steht vor dem feuerspeienden Hochofen, die Genossenschaftsbäuerin sitzt fröhlich lachend auf dem Mähdrescher, der Angehörige der werktätigen Intelligenz blickt mit konzentriertem Blick auf das Reagenzglas oder eine Rechenmaschine, der Geistes- und Kulturschaffende im dunklen Anzug und Schlips erklärt seinen Studenten ein Werk des humanistischen Erbes, der Grenzsoldat steht ernst und entschlossen am Waldesrand, um die Errungenschaften des Sozialismus zu schützen.

Natürlich gab es Variationsmöglichkeiten. Entscheidend aber war der Grundgestus. Der Arbeiter ist stets kraftvoll, die Genossenschaftsbäuerin füllig wie ein heidnisches Fruchtbarkeitsidol, die Geistesschaffenden sind immer klug und nachdenklich, die Angehörigen der bewaffneten Organe streng und entschlossen, der Parteifunktionär gesammelt und verantwortungsvoll. Wenn einer der führenden Persönlichkeiten der Partei- und Staatsführung den Werkträgern wichtige Hinweise gibt, lauschen alle Anwesenden mit einem Ausdruck verklärter Hingabe. Treten sie mit einem Gast aus der Sowjetunion in Erfahrungsaustausch, so erhellt ein glückliches Lächeln die Gesichter der Menschen.

Die Sprache der Propaganda wimmelte nicht zufällig von Metaphern der Liebe. Von der ewigen Treue zur Partei, der Liebe zur Sowjetunion, der Hingabe an die Ideale des Sozialismus war oft die Rede. Diese kollektiven Liebesschwüre spiegeln sich adäquat im Bildprogramm der SED-Propaganda. Die Bilderwelt war zum Klischee erstarrt. Bilder waren die Transmissionsriemen der totalitären Ideologie. Die Grundmuster der visuellen Erfahrung sind irrational, oft auch anti-rational. Bilder sind fast wie Musik. Sie schaffen Eintracht, seelische Übereinstimmung, Gemeinschaftsgefühl – die Bilder der Erinnerung, die ein solches Gefühl hervorrufen, stiften Identität. Die Ikonographie des Einverständnisses war so armselig wie die Sprache der Propaganda.

Dabei war es vollkommen gleichgültig, ob die Kolporteure der Klischeebilder an deren Wahrheitsgehalt glaubten. Propaganda sollte nicht geglaubt werden, sondern die Menschen erniedrigen. Hier galt das alte „Credo, quia absurdum est“ der mittelalterlichen Kirche. Je abstruser die Glaubenslehren, desto größer die erforderliche Glaubensstärke und damit die Gnade Gottes. Diese ikonographische und topologische Parallelwelt ist bei Kleßmann ausführlich und treffend geschildert, wenn auch hier und da der Versuch spürbar ist, wenigstens ein Zipfelchen dieser Märchenwelt für Realität zu halten. Immer wieder werden die amtlichen Zahlen der DDR angeführt. Angeblich habe es im Laufe der Jahre sieben Millionen Teilnehmer an den Arbeiterfestspielen gegeben. Laut offiziellen Angaben gab es Millionen Volkskorrespondenten usw.

So wird von Christoph Kleßmann ausführlich das sozialistische Brigadeleben geschildert. Zum Jahresende 1960 existierten laut Tabelle 130 074 solcher Brigaden, mit nicht weniger als 1 669 208 Mitgliedern. Ihr Eigenleben wird anhand der offiziellen Quellen und einiger Aktenstücke als wichtig eingeschätzt. Angeblich wurden sogar Partei und Gewerkschaft der Geister nicht mehr Herr, die sie gerufen hatten. Kleßmann kommt zu dem Schluß: „Die prinzipiell positiven Einstellungen der Arbeiter zu den Brigaden als Arbeitsform aus den fünfziger Jahren blieben erhalten und verstärkten sich noch in der Honecker-Ära“ (S. 475). Dann wird eine wissenschaftliche Untersuchung aus der

DDR zitiert. Darin ist von der Ausgestaltung von Wandzeitungen, der Ausarbeitung eines Kultur- und Bildungsplanes und von der Führung eines Brigadetagebuchs die Rede. Kleßmann relativiert alle diese schönen Dinge durch kritische Randbemerkungen, doch grundsätzlich hält er das Bild für realistisch. Es mag hier sogar ein spezieller psychologischer Mechanismus wirken. Ein Wissenschaftler, der als vollkommener Fremdling die eigenartig unwirkliche Welt des Realsozialismus betritt, zumal wenn ihm die Stupidität und Verlogenheit der Propaganda zutiefst wesensfremd ist, kann sich leicht verleitet fühlen, aus lauter Furcht vor intellektueller Überheblichkeit und westlicher Beserwisserei den Pappkulissen der Agitation eine Art Wirklichkeit zuzubilligen. Der Autor dieser Zeilen hatte das Vergnügen, nach seinem Universitätsverweis am Busen der Arbeiterklasse seinen Klassenstandpunkt aufzufrischen. Obwohl das Transformationswerk in Oberschöneweide (TRO) ein ausgesprochener Vorzeigebetrieb war, ist ihm in seiner gesamten proletarischen Zeit weder ein schreibender Arbeiter noch ein Aktivist der Arbeiterkulturbewegung, weder ein Volkskorrespondent noch ein Neuerer begegnet. Niemals fand eine Produktionsberatung oder eine Schule der sozialistischen Arbeit statt. Niemals wurde eine Wandzeitung gestaltet oder ein Kultur- und Bildungsplan formuliert. Zweifellos gab es alle diese Kampagnen. Man las darüber in den Zeitungen und sah ihre Protagonisten in der „Aktuellen Kamera“, aber sie verließen nur selten den Verwaltungstrakt der Großbetriebe. In den Werkhallen war dies alles schlichtweg nicht existent. Es war nicht einmal in der Negation vorhanden, etwa in dem Sinne, daß die Arbeiter sich belästigt fühlten. Das Brigadeleben bestand aus einer alljährlichen Sauferei in irgendeiner verdreckten Kneipe. Bei dieser Gelegenheit wurde gemeinsam die Kollektivprämie, die es für den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit“ gegeben hatte, in Bier und Schnaps umgesetzt. Kaum einer der Kollegen las eine Zeitung, es sei denn die Fußballnachrichten. Wenn überhaupt, wurde auf dem Heimweg die *BZ am Abend* gekauft. Kein Mensch las das unsäglich schwachsinnige Gewerkschaftsblatt *Tribüne*, das in Kleßmanns Darstellung permanent zitiert wird. Keiner wollte im Betrieb ernsthaft über die sozialistische Arbeits- und Lebensweise diskutieren. Die Begrifflichkeiten existierten im aktiven Wortschatz der Proleten überhaupt nicht. Niemals wurde von der SED und ihrer Führung anders als in Fäkalausdrücken gesprochen. Nicht ein einziges Mal wurde der relegierte Student gefragt, was es da an der Universität gegeben hatte. Der Meister und die Kollegen waren zufrieden, daß er jeden Morgen um fünf Uhr dreißig an der Maschine stand und die Norm schaffte. So stimmte die Kohle, und die Welt war in Ordnung. Vielleicht war das alles nicht repräsentativ. Aber so ist die konkrete und sehr präzise Erinnerung.

Die neue Klasse

Die zweite Parallelwelt war die von der Staatsmacht installierte faktische Klassenstruktur. Die Hierarchie war rein politisch aufgebaut. Die Klassenzugehörigkeit wurde zwar oft beschworen, war aber reine Fiktion. Die meisten Amtsträger der Partei oder des Staatsapparates waren kleinbürgerlicher Herkunft und gehörten aufgrund ihrer Hoch- und Fachschulabschlüsse zur werktätigen Intelligenz. Aus rein statistischen Gründen wurden die hauptamtlichen Parteiangestellten sowie die Angehörigen der bewaffneten Organe als Arbeiter gezählt. Jeder wußte, daß es Schwindel war, und alle spielten mit. Es ging hier allein um die materielle Partizipation der Nutznießer des Systems. Aus ihr ergaben sich die entscheidenden sozialen Differenzierungen. Die Funktionärsschicht verfügte über eine große Zahl an großen und kleinen Privilegien. Das betraf die Versorgung mit Wohnungen, privaten Kraftfahrzeugen, Telefonanschlüssen, Urlaubsmöglich-

keiten, aber auch durchaus fundamentale Dinge wie die gesundheitliche Betreuung, der gesicherte Zugang ihrer Kinder zu den höheren Bildungseinrichtungen, bessere Renten usw. In den höheren Schichten der Nomenklatur lockten die Aussicht auf Beförderung zum Reisekader, Dienstwagen, Orden und Auszeichnungen und vieles mehr dazu. Der Abstand zwischen den höheren Einkommen und dem Durchschnittseinkommen war weniger groß als in der westlichen Gesellschaft. Er war aber dennoch deutlich. Nach Schätzungen lag er bei eins zu sechs.

Mindestens genauso wichtig wie die Stellung des Einzelnen war die Stellung seines Betriebes in einer unsichtbaren Hierarchie. An der Spitze standen der Parteiapparat und das Ministerium für Staatssicherheit. Dann kamen die anderen bewaffneten Organe. Schließlich fiel noch ein Häppchen ab für solche Bereiche wie Staatsapparat, Gesundheitswesen, Volksbildung sowie für Schwerpunktbetriebe.

Das System der Bevorzugungen und Benachteiligungen war deswegen so effizient, weil es in sich fein differenziert und tief gestaffelt war. Mühsam kletterten viele die Karriereleiter hoch und waren in ständiger Furcht, wieder herunterzufallen. Diese Angst stabilisierte das System. Denn der Absturz konnte sehr schnell kommen, und manchmal war der Betroffene an dieser Degradierung vollkommen schuldlos.

Die Arbeiter standen in dieser Klassenstruktur ganz unten. Daraus ergab sich eine Art negativer Freiheit. Tiefer abwärts gestoßen konnte man nicht werden, solange man nicht mit der Staatsmacht in Konflikt geriet. Man brauchte die einfachen Arbeiter, man fürchtete sie sogar, gelegentlich hofierte man sie. Sie waren sogar teilweise materiell gut gestellt. Am System der Privilegien hatten sie keinen Anteil. Es war ohne Zweifel die Schicht, die der Macht am fernsten stand. Einzelne Aufsteiger änderten nichts an diesem Gesamtbild. Mit den traditionellen Vorstellungen von sozialen Klassen wie Proletariat und Bürgertum hatten die politischen Hierarchien nicht das geringste zu tun.

Die Verwalter des Mangels

Die dritte und letztendlich wichtigste Struktur war das inoffizielle und teilweise die anderen Strukturen umkehrende Prinzip der Macht durch faktische Zugänge zu knappen Waren oder Ressourcen. Mit herkömmlichen Vorstellungen von Klassenstrukturen hatte das wenig gemein. Der Sozialismus war eine Mangelgesellschaft. Da die Mechanismen von Angebot und Nachfrage, das heißt die Selbstregulierung des Marktes, außer Kraft gesetzt waren, trat in diese Funktion die Bürokratie ein. Sie war nicht in der Lage, das System durch Weisungen und Verordnungen zu regeln. So kroch durch die Hintertüren und Kellerfenster jene geschmähte Marktwirtschaft wieder herein, die man eben die Freitreppe hinuntergeworfen hatte. Sie trug nun aber einen halb kriminellen, zumindest informellen Charakter. Im realsozialistischen Alltag dominierte eine Gruppe, die man als „Verwalter des Mangels“ bezeichnen könnte. Zu ihr gehörte jeder, der über die Vergabe irgendeiner knappen Ware oder Dienstleistung verfügte, vornehmlich also Handwerker, Kellner, Verkäufer, aber auch Mitarbeiter der Verwaltung oder Postangestellte. Ihre Macht resultierte weder aus den realen Besitzverhältnissen noch aus den politischen Strukturen, sondern aus ihrer Position im unübersichtlichen System der Verteilung von Waren und Dienstleistungen. Das konnten Südfrüchte sein, Telefonanschlüsse, Bretter, Autoersatzteile, Transportmöglichkeiten, Auslandsreisen, Handwerksleistungen, Spezialkenntnisse, Theaterkarten, Wohnungen oder Schallplatten mit westlicher Rockmusik. Die Verwalter des Mangels übten über den Tauschwert eine Art außerökonomische Macht aus, die mit der politischen nicht nur nicht identisch war, sondern ihren wirtschaftlichen Prämissen und Intentionen sogar zuwiderlief. Angesichts eines Überangebots an Waren und

Dienstleistungen ist der Kunde König, bei permanentem Mangel dagegen der Verteiler. Neben der in ihrem Wesen ebenfalls illegitimen, doch fest etablierten politischen Hierarchie gab es deshalb in der DDR eine unsichtbare Gesellschaftspyramide, in der Oberkellner in Nobelrestaurants oder Inhaber von Fliesenlegerfirmen durchaus über den mittleren Repräsentanten des SED-Apparates rangieren konnten. Die Auswüchse der „Verteilungsmacht“ wurden zwar immer wieder öffentlich kritisiert und gelegentlich mit administrativen Mitteln bekämpft, doch verstärkte jede staatliche Reglementierung der Distribution auf längere Sicht den Mangel und damit den Einfluß seiner Verwalter.

Die gastronomischen Einrichtungen beherrschten die „Gaststättenkollektive“. Das führte zu einem seltsamen Brauchtum. Den Eingangsbereich der Restaurants zierte in der Regel ein Schild mit dem Hinweis: „Sie werden plaziert“. Der Gast hatte vor dem Schild innezuhalten und zu warten, bis ein Kellner kam und ihm einen Platz zuwies. Dieses Ritual galt auch dann, wenn genügend freie Tische zur Verfügung standen. Gelegentlich wurde man an einen bereits besetzten Tisch verwiesen, auch wenn es den bereits dort sitzenden Gästen unangenehm war. Auf Nachfrage wurde dann erklärt: „Glooben Sie, ick loofe wegen Sie durch die ganze Kneipe?“ So hatte der Gast klüglich ein Einsehen. Es empfahl sich nicht, gegen die ausdrückliche Anweisung großspurig Plätze zu belegen. In solchen Fällen konnte es geschehen, daß der Kellner den Unbotmäßigen mit Bemerkungen wie „Sie können wohl nicht lesen?“ oder „Was bilden Sie sich denn ein, wer Sie sind?“ zurückscheuchte. Doch damit nicht genug. Wer derart unangenehm aufgefallen war, mußte erzogen werden und durfte nun besonders lange warten. Rebellisches Aufbegehren gegen die Anordnungen des Kellners barg sogar das Risiko des Lokalverweises in sich, und das Verlangen nach dem theoretisch überall vorhandenen Beschwerdebuch „Der Gast hat das Wort“ rief nicht selten blanken Hohn hervor.

Im Zweifelsfalle hatte immer der „Verwalter des Mangels“ recht. Eingaben und Beschwerden wurden in der DDR zwar ernstgenommen. Sie bildeten ein eigenes literarisches Genre. Doch die Entschuldigungsschreiben der Betriebe und Behörden waren im besten Fall eine späte Genugtuung. Trinkgelder spielten innerhalb dieser wirtschaftlichen Grauzonen natürlich eine wichtige Rolle und gingen fließend in Schmiergelder und Bestechung über. Falsch wäre allerdings die Annahme, das Diktat der Verteiler sei ein rein ökonomisches „Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnis“ im Sinne von Karl Marx gewesen. Bei Handwerkern und anderen Dienstleistungsberufen spielte nicht allein die Höhe der finanziellen Sonderzuwendungen und die Versorgung mit Bier, Kaffee, Kuchen und Mittagessen eine Rolle, sondern auch die „seelische Betreuung“. Bei Reparaturarbeiten in der Wohnung mußte sich der Kunde als Handlanger einsetzen, wie ein Stift belehren lassen und über die Witze der Handwerksleute auch dann noch lachen, wenn sie auf seine Kosten gingen. In jedem Fall war man nach einem Handwerkerbesuch über dessen Gesundheitszustand und Eheprobleme informiert. Auch Ausführungen über den letzten Spieltag der Fußball-Oberliga oder die Weltpolitik waren sehr geschätzt. So mußten sich überzeugte SED-Genossen oft lange Ausführungen über die Idiotie der Planwirtschaft anhören, ohne widersprechen zu dürfen. Beim Essen und Kaffeetrinken war ja genug Zeit, sich über diese Themen auszutauschen. Grundsätzlich war es Sache des Kunden, das Arbeitsmaterial herbeizuschaffen. Fehlte das Handwerkszeug, einschließlich der Wassereimer, Trittleiter oder Schraubschlüssel, konnte dies zu ernststen Belehrungen seitens der Handwerker führen. In solchen Fällen rannte der Kunde los, die fehlenden Dinge zu besorgen, nicht ohne vorher der Handwerksbrigade den Kaffeetisch gerichtet zu haben. Der Baudreck blieb natürlich in der Wohnung liegen. Man durfte glücklich sein, wenn die Arbeiten erfolgreich zu einem Ende gekommen waren.

Die soziale Gleichheit der DDR bestand vor allem darin, daß in den Schlagen vor den Geschäften, auf den Wartelisten für Autos oder Baumaterial sowie gegenüber arroganten Kellnern und unverschämten Handwerkern alle gleich waren. Es gab natürlich auch auf diesem Gebiet einige, die noch gleicher waren. Doch für die soziologische Analyse bildete diese Gruppe eine unerhebliche Größe. Die DDR verwandelte sich in eine Gesellschaft der Jäger und Sammler. Ständig waren die Menschen auf der Jagd nach seltenen Produkten oder Leistungen. Es war üblich, ständig einen Einkaufsbeutel mit sich zu führen, falls man irgendwo „dazukam“, wie es umgangssprachlich hieß. Wenn sich irgendwo eine Schlange bildete, stellte man sich schnell an und erkundigte sich erst dann, was es zu kaufen gebe. Doch darum ging es nicht allein. Der Geldwert der Ware wurde aufgrund der Subventionierungen durch den Tauschwert ersetzt. Immer mehr wurde in der Gesellschaft der Tausch zwischen Waren und Dienstleistungen üblich. Das lief nach folgendem Muster ab: Der Inhaber eines Reparaturbetriebes nahm für seine Leistungen kein Geld, sondern begehrte Mangelwaren oder andere Dienstleistungen. So wurde es zunehmend wichtig, eine Menge Leute zu kennen. Eine umfangreiche Verwandtschaft wurde überlebensnotwendig. Ein Schwager mit Beziehungen zur Telefonvergabe oder ein Neffe beim Wohnungsamt konnten Gold wert sein. Ein Arzt, der Erholungskuren verschrieb, war immerhin nicht ganz überflüssig. Selbst ein Kunstgewerbler, der Keramiktöpfe oder Nußknacker aus dem Erzgebirge besorgen konnte, hatte seinen Sinn. Wenig zu bieten hatten in dieser Subsistenzwirtschaft allerdings die Akademiker, die Verwaltungsangestellten und selbst die Funktionäre des Staates und der Partei, soweit sie nicht zur Führungsspitze gehörten. Auf eine seltsam dialektische Art setzte sich aufgrund dieser Systemmängel eine Art führende Rolle der Arbeiterklasse durch. Jedenfalls hatten Arbeiter und Handwerker, gerade wenn sie irgendwo in der Bauindustrie beschäftigt waren, am ehesten Zugänge zu Materialien und Ressourcen, die als Tauschobjekte geeignet waren. Dadurch stiegen sie in der realen gesellschaftlichen Anerkennung. Mit den Parolen vom „Ruhm der Arbeit“ hatte das allerdings nur wenig zu tun.

In den Pappkulissen des Realsozialismus

Von großem Wert sind in Kleßmanns Buch vor allem die Abbildungen und Faksimiles. Sie bieten manchen Einblick in die Welt der Arbeiter. Eine solche Perle ist das Foto mit dem Tanzspiel „Glückauf“ aus dem Festprogramm der IG Bergbau aus dem Jahre 1959. Vorgebliche Bergarbeiter mit freiem Oberkörper und einem Schutzhelm auf dem Kopf schwenken auf dem Bild im Takt ihre schweren Presslufthämmer (S. 447). Im Interesse der Tänzer darf man hoffen, daß es sich um Attrappen gehandelt hat. Man darf sicher sein, daß sich kein echter Bergarbeiter für so eine peinliche Hopserei hergegeben hat. Viele Berufskünstler segelten in der Hoffnung auf Förderung unter der falschen Flagge der Arbeiterfestspiele. Andere fanden Anstellung in einem Betriebskulturhaus als Leiter eines Keramikzirkels oder Kurses für Zauberkünstler. Immerhin gab es in manchen Betriebskulturhäusern Tanzgruppen, gemischte Chöre und Laienspielgruppen mit ganz konventionellem Repertoire.

Über die DDR zu schreiben ist wie ein Herumstolpern durch die Pappkulissen eines längst vom Spielplan abgesetzten Stückes. Die Scheinwerfer sind erloschen, die Hauptdarsteller haben sich durch den Bühneneingang davon geschlichen, um dem Pfeifkonzert des empörten Publikums zu entgehen. Die Hinterbühne hat sich in eine eigene Welt aus verstaubten Requisiten verwandelt. Dort sitzen die ehemaligen Bühnenarbeiter und Komparsen und rauchen zum Abschied noch eine Zigarette. Sie wissen Bescheid und erzählen sich gegenseitig die alten Geschichten. Doch wie vermittelt man den Außen-

stehenden, was hier passiert ist? Holt man die alten Textbücher hervor? Erweckt man die Welt der Illusionen zu neuem Leben? Entlarvt man die Bühnenwirklichkeit als eine Welt aus Pappmaché und Flitter oder beschreibt man die stillgelegte Bühnenmaschinerie in ihrer einstigen Wirkungsweise?

Kleßmanns enzyklopädische Darstellung räumt gewissermaßen auf. Der Staub wird weggepusht, die Dinge ans Tageslicht geholt, säuberlich aufgereiht, gewissermaßen historisiert. Die Fremdheit mag sich hier als Vorteil erweisen. Doch gehen die eigentliche Farbe, der spezifische Geruch, die Gesten und Worte verloren. Die neuen Kategoriensysteme beschreiben die alte Wirklichkeit nur schematisch. Es ist kein Zufall, daß sich in der Literatur und Filmkunst ausschließlich die Grotteske und Satire als geeignet erweisen, beim Publikum einen Wiedererkennungseffekt auszulösen. Die Wegmarken der DDR-Aufarbeitung sind durch Kinofilme, nicht durch wissenschaftliche Bücher gesetzt worden. Es ist schwer, über die DDR keine Satire zu schreiben. Hier liegt ein zentrales Problem der Geschichtsschreibung. Geschichtswissenschaft ist ihrem inneren Wesen nach humorlos. Sie nimmt sich selbst und damit ihren Gegenstand ungeheuer ernst. An der Realsatire der DDR-Gesellschaft scheitert sie fast zwangsläufig. Vollkommen zu Recht wird gerade in dem Potsdamer Institut, dem Kleßmann seit dessen Gründung vorstand, die Alltagsgeschichte betont. Vielleicht ist es zu früh, sich dieser Alltagsgeschichte in jener enzyklopädischen Form zu nähern. Der nun vorliegende schwergewichtige Band mag ein Schritt in Richtung Versachlichung, Objektivierung und Historisierung sein, aber die Betroffenen – der Rezensent maßt sich hier an, im Namen einer imaginären Gemeinschaft zu sprechen – finden ihr eigene damalige Lebenswirklichkeit dort nicht vor.